

Sandra Neugärtner

Das Itinerar der Dinge – Objekte und ihre Ordnung

Antoinette Maget Dominicé, Claudius Stein und Niklas Wolf (Hg.), Lehr- und Schausammlungen im Wandel. Archive, Displays, Objekte, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 2021. 134 Seiten, ISBN 978-3-496-01661-8.

Die Macht von Institutionen zur Deutung und Legitimation von Wissen ist ein seit längerem viel diskutierter Themenkomplex. Im Anschluss an anderweitig entwickelte Ansätze der Repräsentations- und Institutionskritik – etwa in den Cultural Studies oder der feministischen und postkolonialen Kritik – konzentrierten sich die Debatten bislang insbesondere auf die Praxis des Ausstellens in musealen Kontexten. Ausgehend von der Beobachtung, dass auch Universitäten als Agenturen der Konstruktion, Inszenierung und Authentisierung, aber auch der Infragestellung von Geschichte zu verstehen sind, weitet der kürzlich von Antoinette Maget Dominicé, Claudius Stein und Niklas Wolf herausgegebene Band „Lehr- und Schausammlungen im Wandel: Archive, Displays, Objekte“ den Blick auf die Universität als institutionellen Akteur aus. Zurückgehend auf eine 2016 durchgeführte Tagung mit dem Titel „Die Sammlungen der Ludwig-Maximilians-Universität gestern und heute. Eine vergleichende Bestandsaufnahme 1573–2016“ spürt die Publikation der Frage nach, wie öffentliche und universitäre Sammlungen in Zukunft verwahrt und ausgestellt werden können. Der grundsätzliche Ansatz des hier – in eingeschränkter Weise¹ – besprochenen Buches besteht darin, das Itinerar der Dinge ebenso zu berücksichtigen wie das Material.

Gleich zu Beginn, im Einstiegskapitel, plädieren Dominicé und Wolf dafür, Sammlungen als *Semiophoren* zu betrachten. Mit Rückgriff auf diesen von Krzysztof Pomian eingebrachten Begriff, untersuchte Roger Fayet bereits Ausstellungen als quasi-sprachliche Systeme, in denen Objekte mit wortähnlicher Zeichenhaftig-

DOI: doi.org/10.25365/oezg-2021-32-3-16



Sandra Neugärtner, Universität Erfurt, Nordhäuser Str. 63, 99089 Erfurt; sandra.neugaertner@uni-erfurt.de

1 Der Fokus meiner Besprechung liegt auf dem Verhältnis von Inventar und Objekt in Lehr- und Schausammlungen. Um die Frage zu erörtern, wie die enge Verschränkung von Inventar und Objekt die in Sammlungen generierten Bedeutungen bedingt, konzentriert sich die vorliegende Untersuchung auf die für diesen Schwerpunkt einschlägigen Abschnitte des Buches. Das Auslassen anderer Passagen bzw. Beiträge stellt keine Wertung dar.

keit gruppiert werden.² Anknüpfend an semiologische und linguistische Theorien, die seit den 1970er-Jahren Einzug in die Museumstheorie gehalten haben, erörterte Fayet, wie in Ausstellungen Bedeutungen konstruiert und Aussagen mit Wahrheitsgehalt aufgeladen werden. Laut Dominicé und Wolf wird die Rolle der Schrift nicht erst mit der Ausstellung, sondern bereits bei der Ansammlung von Objekten – beginnend mit der (schriftlichen) Aufzeichnung bestimmter, zu vermittelnder Sinngehalte – aktiv übernommen. Anknüpfend an Jacques Derrida, der das Archiv als Ort der Tätigkeit (der Versammlung von Zeichen) und der Akteure (die ordnen und sammeln) identifizierte, können Sammlungen „als bewusst konfigurierte Systeme“ gelesen werden (S. 16). Die Inventarisierung des Archivs stellen Dominicé und Wolf so als einen aktiven Prozess heraus, der relational, positioniert und machtförmig durchwirkt ist. Entscheidend dabei ist, dass die mit Lehre und Forschung interagierenden Objekte durch die Aufnahme und systematische Einordnung in eine Sammlung – durch deren Dokumentation, welche die Bedingungen der jeweiligen Archive und Archivar:innen mitdenkt – neue Bedeutungsebenen erreichen (S. 15). Die Dimension, die Dominicé und Wolf damit entfalten, basiert auf einem Zugang, der über die Materialität des Anschaubaren hinaus und in Medialität übergeht.

Am Beispiel der Zusammenarbeit zwischen dem früheren senegalesischen Präsidenten Léopold Sédar Senghor und dem gaullistischen Politiker und Kunstpublizisten André Malraux thematisieren die Autor:innen, wie bereits kurz nach der sogenannten Unabhängigkeitswerdung des postkolonialen westafrikanischen Landes 1966 ein dezidiert afrikanischer Kulturbegriff forciert wurde, aber nur unzureichend realisiert werden konnte. Im Zusammenhang mit Malrauxs imaginärem Museum schließen Dominicé und Wolf auf Potentiale für (Lehr-)Sammlungen im Kontext von Digitalisierung und Globalisierung. Sie weisen zugleich auf die Fallstricke des sortierenden und ordnenden Blicks des Kurators hin, durch den sich im analogen wie im virtuellen Raum die europäische archivarische Ordnung und die hegemonialen Machtstrukturen fortsetzen (S. 19). Vor diesem Hintergrund lassen sich die Beispiele nachvollziehen, die von den Autor:innen als vorbildhaft für zukünftige Sammlungen angeführt werden; etwa wie es dem senegalesischen Künstler El Hadji Sys aus postkolonialer Perspektive gelingt, die hegemonialen Strukturen zu durchbrechen, indem er einen Dialog aus Beständen initiiert, um politische Zusammenhänge zur Diskussion zu stellen. Dabei entfaltet er Machtpotentiale auf Basis der den Objekten eingeschriebenen Itinerarien. An diesen offenen Umgang mit Sammlungen anknüpfend, nennen die Autor:innen weitere Alternativen, deren verbinden-

2 Roger Fayet, Das Vokabular der Dinge, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. Historische Wirklichkeitskonstruktion und künstlerische Gestaltung im Museum 18/1 (2007), 7–31, doi.org/10.25365/oezg-2007-18-1-2.

des Element darin besteht, dass sie die Terminologien von Dokumenten und somit hegemoniale Blickregime dekurvieren. Ohne den Zusammenhang selbst herauszustellen, greifen Dominicé und Wolf mit ihren Beispielen, die sie als Versuchsanordnungen mit laborähnlichem Charakter subsumieren, auf ein Konzept zurück, das laut Gottfried Korff von den Ethnologen Georges Henri Riviére und Claude Lévi-Strauss als *Musée Laboratoire* entwickelt wurde. Es basiert darauf, dass Objekte nicht isoliert agieren, sondern in funktionale Zusammenhänge gestellt werden.³ Ein entsprechender Umgang mit Sammlungen führe zu einer Dynamisierung der Institution, wobei die Rolle von Archivar:innen auf die der *gatekeepers* beschränkt wird, um eine intrinsische Transformation der zugrundeliegenden Dinge voranzutreiben (S. 22). Entscheidend sei hierbei, „Objekte als Datenspeicher zu begreifen“ (S. 26). Auf dieser Grundlage ließen sich Theorien aufstellen oder auch überprüfen, wobei das sammelnde Archiv selbst nicht zu historisieren oder abzuschließen sei, wie die Autor:innen konstatieren (S. 28).

Auch Frank Matthias Kammel, Generaldirektor des bayerischen Nationalmuseums in München, interpretiert Sammlungen als nicht-statische Körper (S. 50). In seinem Beitrag führt er die von Dominicé und Wolf aufgestellte Forderung, Objekte als Datenspeicher zu begreifen, gedanklich fort. Zunächst diskutiert er anhand von historischen Beispielen die Unterschiede zwischen Original, physischer Kopie und Reproduktion hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Aufgaben und Ziele von Sammlungen und Museen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass das Museum aus Gründen der Aura und der Authentizität (Antithese der *res factae* und der *res fictae*) Originale versammelt, während die Lehr- und Schauausstellung in universitären Kontexten nicht um der Objekte wegen erfolgt, sondern als Mittel der Erkenntnis. Entscheidend für die Differenzierung ist seine Annahme, dass es der musealen Sammlung nicht nur um eine dokumentarische Bedeutung, sondern auch um die sinnliche Qualität geht, so dass zusätzlich zur Erfahrung der Aura und Authentizität der Dinge das ästhetische Erlebnis forciert wird. Anders in Lehr- und Schausammlungen: Hier reichen Kammels Überlegungen bis zum Digitalisat – als einem Endpunkt, an dem das materielle Objekt obsolet geworden ist und nur noch der Datensatz existiert. So wäre das Erhalten, das heißt das Konservieren und Deponieren des historischen Materials, mitunter zu aufwendig und zu kostspielig; zu den Vorteilen des Digitalisats gehöre hingegen, dass es uneingeschränkt zugänglich gemacht werden könne (S. 44).

3 Gottfried Korff, Aporien der Musealisierung. Notizen zu einem Trend, der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat, in: ders., Museumsdinge. Deponieren – Exponieren, Köln/Weimar/Wien 2002, 129.

Wenn Kammel dennoch auf der Notwendigkeit materieller Gegenstände beharrt und das mit der Bedeutung des Belegstücks und anhand des Vergleichs zur Reliquie und zur Primärquelle im Schriftstück begründet, steht das im Einklang damit, dass Semiophoren, zu denen die Gegenstände durch die Aufnahme in eine Sammlung übergehen, immer auf der Zweifaltigkeit der Dinge basieren: der unteren Schicht des materiellen Trägers und der darauf liegenden Schicht der Bedeutung. Fayet betont im bereits erwähnten Aufsatz, den die Autor:innen zwar nicht rezipieren, der für die Fragestellung der vorliegenden Buchbesprechung aber aufschlussreich ist, dass die Untersuchung, Vermessung und Beprobung von Sammlungsgegenständen dem Gewinn von Informationen dient, „die zur Bedeutungsichte des Objekts beitragen, beziehungsweise zur Bewahrung von Objekt *und* Bedeutung“.⁴ In der Sammlung basiert das Inventar auf der Akkumulation von Informationen durch die genannten Tätigkeiten am materiellen Objekt. Das Digitalisat ist im Umkehrschluss nicht imstande zu leisten, was Semiophoren erzielen, indem sie als Zeichenträger zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, zwischen der Materialität des Anschaubaren und der Immaterialität des Erinnerbaren – letzten Endes zwischen Vergangenheit und der Gegenwart – vermitteln. Fayets Aufsatz sei hier auch deshalb in Erinnerung gerufen, da er auf die Differenz zwischen Dingzeichen und sprachlichem Zeichen abstellt. Während sprachliche Zeichen zeichenhaft rezipiert werden, besteht bei Objekten eine innere Beziehung zur Bedeutung – also zwischen dem, was sie darstellen, und dem, was sie vermitteln sollen.⁵ Das Fehlen der Arbitrarität beim Objekt gegenüber der Willkürlichkeit des sprachlichen Zeichens gibt schließlich den Ausschlag für die notwendige Unterscheidung zwischen der Inventarisierung von Objekten und Informationen. Hier begründen sich verschiedenartige Machtpotentiale in den Inventarisierungsprozessen sowie Möglichkeiten, Machtstrukturen zu identifizieren und sichtbar zu machen.

Angesichts der zunehmenden Bedeutung von wissenschaftlichen Universitäts-sammlungen für Lehre und Forschung sowie für die gesellschaftliche Identität thematisiert Claudius Stein am Beispiel der Sammlungen der Ludwig-Maximilians-Universität München, wie die vom Wissenschaftsrat 2011 ausgesprochene Empfehlung, universitäre Sammlungen zu fördern, in den vergangenen zwanzig Jahren umgesetzt wurde. Weit sichtbare Resultate wurden außer in der Öffentlichkeitsarbeit im Bereich der Inventarisierung erzielt, was sich bis zur Nutzbarkeit durch eine außeruniversitäre Öffentlichkeit erstreckt (S. 64). Die Übernahme von veralteten Lehr- und Forschungssammlungen in das Universitätsarchiv ging allerdings, wie Stein erläutert, mit Schwierigkeiten einher, was die adäquate Bewertung und

4 Fayet, Das Vokabular der Dinge, 2007, 8.

5 Ebd., 10.

Erschließung der Objekte betrifft. Weder gab es bislang das notwendige Personal noch praktikable Strategien, um die Inventarisierung der Objekte und ihrer Bedeutungen zu realisieren (S. 68). Zu demselben Schluss kommt auch Ernst Seidl in seinem Beitrag. Er moniert am Museum der Universität Tübingen einen Mangel an zeitgemäßen Inventarisierungsstrukturen. Sammlungsordnungen und Sammlungsrichtlinien seien rar (S. 98). Die Beobachtungen von Stein und Seidl verdeutlichen, dass dort, wo die Potentiale der Macht und ihrer Manifestation in Sammlungen liegen, auch die Defizite bezüglich eines verantwortungsbewussten Umgangs bestehen.

Die abschließende Bestandaufnahme zur bundesweiten Situation universitärer Sammlungen von Ulrike Saß zeichnet allerdings ein optimistisches Bild. Die überwiegende Mehrheit der Universitäten und Hochschulen in Deutschland bemüht sich laut Saß um eine erhöhte Sichtbarkeit und organisatorische Professionalisierung ihrer umfangreichen Sammlungen, wobei mehr als 15 Universitäten über 30 verschiedene Sammlungsbestände identifizieren können (S. 122). Saß empfiehlt in ihrem Schlusskapitel, die Eigenständigkeit universitärer Sammlungen gegenüber Sammlungen in Museen aktiv zu nutzen. Sie appelliert an die Universitätssammlungen, sich ihrer eigenen Gesetze und Aufgaben bewusst zu werden. Saß schließt bei Überlegungen Michel Foucaults an, um zwischen den Potentialen von universitären und musealen Sammlungen zu unterscheiden. Beide sind jeweils Teil eines Dispositivs, das Diskurse, Praktiken, Institutionen und weitere Elemente zu einem Netz verbindet und organisatorisch – das heißt auf Ebene der Texte und Artefakte auch inventarisch – Machtbeziehungen strukturiert.